

besonders danken möchte, und der Hamburger Stiftung **WARBURG-MELCHIOR-OLEARIUS**.

Mit dem Humanismus-Preis verfolgen wir einen hohen Anspruch, obwohl es mit dem Humanismus nun ja so einfach nicht ist: Nicht jeder selbsternannte Humanist ist wirklich eine Zierde für den Humanismus; ich erinnere nur an **ERICH HONECKER**, der sich überraschenderweise ja auch für einen Humanisten hielt, einen sozialistischen freilich mit entsprechendem Erfolg. Und selbst Gelehrte, die es eigentlich genau wissen müssten, sind bisweilen ratlos, wenn wir etwa an den berühmten Pädagogen **EDUARD SPRAN-GER** denken, der im hohen Alter zerknirscht bemerkte: „Je älter ich werde, desto weniger weiß ich, was Humanismus ist.“ Ich will nun aber nicht mit der deprimierenden Aporie diese Preisverleihung eröffnen, ganz im Gegenteil: Wir sehen uns mit diesem Preis in der Humboldtschen Tradition allgemeiner Menschenbildung, der harmonischen Entfaltung eines selbstständigen, selbsttätigen und selbstverantwortlichen Individuums, und zwar in einer Verbindung aus sprachlicher, ästhetischer, historischer und naturwissenschaftlich-

mathematischer Bildung, zu der Sprache und Kultur der griechisch-römischen Antike ihren ganz spezifischen Beitrag leisten. Insofern ergibt sich daraus ganz konsequent der Grundgedanke dieses Preises: Er geht zurück auf das in der Antike entwickelte Ideal der Verknüpfung einer breiten geistigen Bildung mit dem aktiven Eintreten für das Gemeinwohl, das auch für Humboldt zentral war. Die regelmäßige Verleihung des Humanismus-Preises soll immer neuen Anreiz zur Diskussion darüber bieten, welche geistigen Aufgaben der heutigen Zeit gestellt sind und wie eine zukunftsfähige Bildung gestaltet sein muss. Ohne der Laudatio vorgreifen zu wollen, bin ich sicher, dass wir mit der Preisträgerin **Monika Maron** eben diese Ansprüche erfüllen, weil sie sich im Rahmen ihres literarischen Schaffens aktiv für Freiheit, Zivilcourage und eine bewusste Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte eingesetzt hat und sich auch nach wie vor einsetzen wird.

STEFAN KIPF
Vorsitzender des
Deutschen Altphilologenverbandes

Das Maron'sche Gesetz

Laudatio zum Humanismus-Preis für **Monika Maron**, Freiburg, 8. April 2010

Wenn Sie mich mitten in der Nacht wecken und verlangen würden, Ihnen die drei altgriechischen Vokabeln zu nennen, die zuoberst in meinem Kopf liegen, so wären es folgende: θαυμάζω – ich staune, ich wundere mich, auch: ich bewundere; ὁ θυμός – in der Bedeutungsfolge, die das schulische Unterrichtswerk „**ΒΑΣΙΣ**“ weiland zu lernen aufgab: Mut, Zorn, Wut, Wille, Gemüt; und schließlich καλοκάγαθία, in etwas verkanteter Übersetzung: die Gut-Schönheit oder auch Schön-Gutheit, das sittlich Gute also, das seinen ästhetischen Ausdruck in einer ihm gemäßen Schönheit findet. Wie diese unterschiedlichen Zustände einer Person noch im zufälligsten Alltagsereignis anwesend sein können, zeigt eine kleine Szene; sie könnte unter der harmlos erscheinenden Überschrift „Eine Hunde-Begegnung“ stehen oder auch, schon nicht mehr ganz so harmlos, „Wie eine Kritikerin einmal eine Autorin traf“.

Stellen wir uns einen Mai-Nachmittag zu Beginn dieses Jahrtausends vor. Zwei Menschen, die gerade im Berliner Stadtteil **Schöneberg** eine Wohnung gemietet haben, wollen diese vor dem Einzug noch einmal in Ruhe besichtigen und entsteigen mitsamt einem kleinen, aus Slowenien gebürtigen Findelhund ihrem Auto; sie überqueren die Straße. Plötzlich sehen sie, wie um die Hausecke ein großes, schwarzes, Riesenschnauzer-artiges Wesen sich nähert. Da der Findelhund sich zwar normalerweise bemüht, Anmut und Würde zu bewahren, beim Zusammentreffen mit anderen Hündinnen jedoch leider zu extremeren Verhaltensweisen neigt, besteht Grund zur Sorge. Die Hundebesitzerinnen geraten folglich ihrerseits in Exaltation: Wo ist der zum Schwarzen Riesen gehörige Mensch? „Hallo!“, rufen sie. „Hallo! Ist das eine Hündin?!“ Kein Mensch

zu sehen, der die Frage beantworten könnte. Schon beginnen die Hunde, mit gesträubtem Nackenhaar aufeinander zuzuschleichen, immer heftiger knurrend legen sie mit ihren Körpern aufeinander an. Gleich wird es soweit sein: Sie werden sich ineinander verkeilen, Haare und Hautfetzen werden fliegen, man muss sich auf das Äußerste gefasst machen. Die Findelhundbesitzerin zerrt an der dünnen Leine, hilfloses Schreien: „Aus! Aus!“ Da biegt gemächlich eine Dame im langen Mantel um die Ecke. „Was ist denn hier los?“, sagt sie. Und ruft: „Bruno!“ Und fügt hinzu: „Der tut nichts. Aber wenn Sie Ihren an der Leine haben, kein Wunder.“ Die Hunde werden getrennt, man japst. „Komm, Bruno“, sagt die Dame ruhig. „wir gehen.“ Und schwebt davon. „Moment mal“, murmelt da die Findelhundbesitzerin, leicht hyperventilierend. „Moment!“ Sie eilt der Davonschreitenden nach. „Sie sind doch – MONIKA MARON?“ „Ja?“ „Ich bin FRAUKE MEYER-GOSAU.“ „Das ist ja nett“, sagt Frau Maron. „Dann sind wir jetzt wohl Nachbarinnen.“

Großes Staunen – θαυμάζω. Auch an θυμός in Gestalt von „Mut, Zorn, Wut, Wille“, schließlich sogar „Gemüt“, fehlte es auf dem Hundekampfpplatz nicht. Nur die καλοκάγαθία, wo war die geblieben? Sie war alldem jedenfalls vorausgegangen. Denn natürlich kannte die Kritikerin die Autorin (von dem schwarzen Hund war literarisch noch nicht die Rede gewesen), und womöglich erinnerte sich auch die Autorin entfernt, dass die Kritikerin einmal über eines ihrer Bücher geschrieben hatte, lobend, notabene. So war es also das Gut-Schöne ihrer Romane gewesen, das hier eine Beziehung gestiftet hatte, bevor noch eine leibhaftige Begegnung stattfinden können. Und am Schön-Guten ihres Werks, für das Monika Maron heute Abend den Humanismus-Preis erhält, sollte die Beziehung sich im Folgenden auch entwickeln: getragen von staunender Bewunderung meinerseits, unter verschiedensten Regungen des θυμός, bewegt aber immer wieder von der καλοκάγαθία, die auch literarische Werke, wenn sie denn so gelungen sind wie diese, auszustrahlen vermögen.

Denn natürlich erhält Monika Maron den Humanismus-Preis nicht dafür, dass einmal in

ihrem frühen Roman „Die Überläuferin“ – und zwar in einer Kneipenszene, mit unüberhörbar ironischem Beiklang – jene berühmte HORAZ-Ode zitiert wird, in der der Dichter über seine eigenen Werke sagt: „*Exegi monumentum aere perennius*“ – „Ausgeführt habe ich ein Denkmal, ewiger als Erz“. Und auch dafür nicht, dass im Roman „Stille Zeile sechs“ in jener ostberliner Kneipe „Nichtlateiner“ von „Lateinern“ geschieden werden, deren Letztere bevorzugte Behandlung genießen, schlicht, weil sie den unterhaltssameren Teil der Kneipenbesetzung bilden. Die „Lateiner“ nehmen für die „*vita contemplativa*“, mehr noch: für eine „*vita vita contemplatissima*“ Partei und teilen beiläufig mit: „*corpus nos veritatem cognoscere docet*“ (die Übersetzung, pragmatisch verknappt, liefern sie im selben Atemzug). Auch, dass die Autorin ihrem hoch gelobten Roman „*Animal triste*“ gleich einen lateinischen Titel gab und 1992 in der zentralen Passage ihrer Dankrede für den KLEIST-Preis dessen Namenspatron ausgerechnet mit einem Zitat vorführte, in dem eine Frau wegen ihres Mangels an Altgriechisch-Kenntnissen die affektierte Herablassung des 23-Jährigen erfährt, auch dies kann kaum der Grund für die Vergabe dieses Preises sein – es geht hier vielmehr, humanistischem Denken entsprechend, um eine Haltung.

„Gestern abend“, hatte HEINRICH VON KLEIST im August des Jahres 1800 an seine Verlobte WILHELMINE VON ZENGE geschrieben, „ging ich in das berühmte Panorama der Stadt Rom“; nach ein paar weiteren Sätzen über dessen Wesen und Erscheinung setzte er in Klammern hinzu: „Panorama ist ein griechisches Wort. Für Dich ist es wohl weiter nichts, als ein unverständlicher Klang. Indessen damit Du Dir doch etwas dabei denken kannst, so will ich es Dir, nach Maßgabe Deiner Begreifungskraft, erklären.“ Monika Maron zieht daraus eine persönliche Schlussfolgerung, die sich durchaus wie ein Programm lesen lässt: „Selbst wenn ich die der Wendung innewohnende Kränkung hervorkehrte“, heißt es in ihrer Rede aus dem Jahr 1993, „und sagte: nach Maßgabe deiner Beschränktheit, provozierte sie in mir zunehmend das mutwillige Bekenntnis: wie sonst, als nach Maßgabe

meiner Begreifungskraft, nach Maßgabe meiner Beschränktheit.“

Nicht nur lernen wir aus diesem Wortwechsel, wie ein humanistisch Gebildeter – Kleist also – zutiefst nicht verstanden hat, wie ein Humanist mit seinem privilegierten Wissen umgehen sollte. Wir sehen hier überdies zwei Grundelemente der literarischen wie publizistischen Arbeit von Monika Maron in Aktion. Zum ersten, grundsätzlich und immer: Einschüchterung durch Autoritäten gilt nicht! Und zum zweiten: Indem sie sich die verächtliche Botschaft selbst zuzieht, sie in ihrer Wirkung an und auf sich selbst prüft, gelangt sie zu frappierenden, mitten ins Herz paternalistischer Finsternis zielenden Schlüssen. Ihre Maxime heißt, nicht nur im vorliegenden Fall: Ich gehe von mir selbst aus. Ich mache meine Voraussetzungen durchsichtig und sage Euch, was ich sehe – dann könnt Ihr Euch selbst ein Urteil bilden.

Eine zuinnerst demokratische Haltung liegt diesem Verfahren – das nicht nur ein Denk- und Schreib-, vielmehr ein komplexes Lebens-Verfahren ist – zugrunde: Was hier geschieht, heißt es, geschieht mir. Ich setze es mir auseinander, „nach Maßgabe meiner Begreifungskraft“. Ich durchleuchte es und ziehe meine Schlüsse daraus, die wiederum Handlungen zur Folge haben: *mea res agitur*, und das, was allgemein gesagt und getan wird, mache ich zu meiner eigenen Sache. Die Voraussetzungen hierfür sind: die Fähigkeit zu staunen, sich zu verwundern – θαυμάζω –, das unwiderstehliche Bedürfnis, sich in eine Situation mit allen Regungen und Sinnen einzulassen – θυμός –, sowie die Bereitschaft, Konsequenzen zu ziehen; liegt die Konsequenz, wie bei Monika Maron, vor allem auf dem Feld der Kunst, so kommt auf ebendiese Weise etwas Gutes-Wahres-Schönes zum Vorschein: καλοκάγαθία.

Eine solche Haltung hat, wenn sie gleichsam organisch, also alternativlos und im Einklang mit der gesamten Persönlichkeit gelebt wird, zumeist frühe Ursprünge. In Monika Marons Aufsatz „Heuchelei und Niedertracht“ von 1995 finden wir dafür einige Hinweise: „Ich war elf oder zwölf Jahre alt, als in meiner Schule die Stunde der Kritik und Selbstkritik eingeführt wurde.

In jeder Woche musste ein Kind, das nach dem Alphabet an der Reihe war, zuerst sich selbst kritisieren und sich danach, unter Anleitung der Lehrerin, von allen Mitschülern kritisieren lassen. Schon Wochen vorher überlegte man, welche Schändlichkeit oder Schwäche man der zur Hatz aufgerufenen Klasse hinwerfen wollte, um seine wahren Blößen zu schützen. Bot man zu wenig, reizte man sie vielleicht; bot man zu viel, verloren sie jede Hemmung. Aber so oder so, am Ende weinte jedes Opfer, von dem sich in dieser Stunde alle anderen Kinder nur dadurch unterschieden, dass sie gerade nicht dran waren. Das war 1953, im tiefsten Stalinismus.“

Einem Kind, das sich einer solchen Erfahrung ausgesetzt sieht, bleiben zwei Verhaltensweisen übrig: Es kann sich ducken, sich womöglich die Häme zuziehen und widerstandslos, mithin auf die Dauer depressiv, das nächste von den Mächtigen inszenierte Manöver erwarten. Oder es kann den Willen fassen, sich solchen Manövern nicht länger wehrlos auszusetzen. Ein solches Kind – vorausgesetzt, es ist innerlich kräftig genug – lernt, sich zu wappnen. Es beginnt, genau hinzusehen, und: es wird hellhörig. Es will mit sich selbst nicht länger verfahren lassen wie mit einer Sache. Hier liegt der Ursprung eines kritischen – eines, im Wortsinne, sehenden wie unterscheidenden – Bewusstseins. Wir finden es als Ausgangspunkt von Monika Marons Essays, Reden und publizistischen Einwüfen. Da aber feinnerviges Hören und Sehen gleichermaßen am Beginn aller künstlerischen Arbeit stehen, finden wir sie als Grundlage und Voraussetzung einer unverwechselbaren Perspektive auf die Welt ebenso in ihrer literarischen Prosa.

Hinsehen, hinhören, das Gesehene und Gehörte in Sprache fassen – dies sind die Haupttätigkeiten der 30-jährigen Journalistin Josefa Nadler. Für die ostberliner Wochenzeitung, bei der sie als Reporterin arbeitet, reist sie nach Bitterfeld und findet dort „die schmutzigste Stadt Europas“. Eine Feststellung, die in der Zeitung natürlich nicht gedruckt werden kann, nicht jedenfalls in der DDR Ende der siebziger Jahre, wo auch die Autorin Monika Maron, 1941 in Berlin-Neukölln geboren, seit 1951 lebt. Sie hat nach dem Abitur ein Jahr lang als Fräserin in

einem Industriebetrieb gearbeitet, war Regieassistentin beim Fernsehen, hat Theaterwissenschaft und Kunstgeschichte studiert und lernte ihr Schreib-Handwerk hernach sechs Jahre lang als Reporterin, zunächst bei der Frauenzeitschrift „Für Dich“, dann bei der „Wochenpost“ in Ost-Berlin. Nun, Ende der siebziger Jahre, hat sie ihren ersten Roman geschrieben, dessen Heldin – wie sie – eine Reporterin und alleinerziehende Mutter ist, und sowenig wie die Bitterfeld-Reportage der erfundenen Josefa Nadler kann auch dieses Buch in der DDR erscheinen; publiziert wird es 1981 im westdeutschen S. FISCHER Verlag.

Was im Westen als „das erste Umwelt-Buch der DDR“ wahrgenommen und gefeiert wurde, erzählt allerdings eine weit tiefer reichende Geschichte. Es ist die Geschichte einer jungen Frau, der die Augen auf- und übergehen, deren gesamtes Leben ins Trudeln gerät, als sie mit ansehen muss, wie die Parteimaschinerie mit ihren Verhör- und Maßregelungs-Mechanismen sich gegen sie in Gang setzt, einzig, weil sie geschrieben hat und so auch veröffentlichen will, was sie sah und hörte – die vor niemandes Augen verborgene Wahrheit über den Umgang mit Menschen und Natur im „Ersten Arbeiter- und Bauernstaat auf deutschem Boden“.

Um ein „Umwelt-Buch“ handelt es sich hier also vor allem im übertragenen Sinne. Was, ist nämlich dessen eigentliche Frage, stellt ein Staat mit seinen Bürgern an, die ihm angeblich ihre „Befreiung“ verdanken, die er *de facto* aber unter eine Daseinsform zwingt, die ihnen buchstäblich die Luft zum Atmen nimmt? In einem während der Entstehungszeit des Romans „Flugasche“ verfassten Bericht an den Staatssicherheitsdienst über einen Aufenthalt in West-Berlin drückt Monika Maron exakt die Wahrnehmungen aus, die auch ihre Heldin Josefa umtreiben: „Ich empfand, um wie viel Möglichkeiten und Gefühle, die wir in uns haben, wir betrogen werden. Der Verzicht auf einen gewissen Wohlstand, auf Konsum und spanische Austern ist nichts und gar nichts im Vergleich zum Verzicht auf eine freiwillige Gemeinschaft, die lebendig ist in ihren Zielen und in ihrer Arbeit.“

Wir verwundern uns nicht, dass die Stasi es nach einem weiteren Bericht dieser Art für

geraten hielt, auf die Mitteilungen einer solchen Mitarbeiterin zu verzichten und im Gegenzug einen Vorgang über sie anzulegen. Auch erstaunt nicht, dass demokratischer Freigeist dieser Art sich auf dem Boden der DDR keinesfalls verbreiten sollte – nachdem noch ein Band mit Erzählungen, zwei Theaterstücke sowie der Roman „Die Überläuferin“ im Westen erschienen waren, verließ Monika Maron mit ihrem Sohn im Juni 1988 das Land, in dem ihr Stiefvater immerhin einmal Innenminister gewesen war; bis 1992 lebte sie in Hamburg.

„Um wie viel Möglichkeiten und Gefühle, die wir in uns haben, wir betrogen werden“, auch das schmerzliche Fehlen „eine(r) freiwillige(n) Gemeinschaft, die lebendig ist in ihren Zielen und in ihrer Arbeit“ – diese Lebensmängel der selbsternannten „sozialistischen Menschengemeinschaft“ blieben auch im Westen fürs erste noch ihr literarischer Gegenstand; nun freilich zugespitzt durch die explizite Frage nach dem Verhältnis von Täter und Opfer, genauer: durch die Frage danach, wie es sein kann, dass Menschen, die zu Opfern gemacht wurden, später selbst zu Tätern werden, ohne auch nur ein Gefühl für ihre Verantwortung und ihre Schuld zu entwickeln. „Muss der Handelnde schuldig werden, immer und immer?“, fragt Rosalind Polkowski, die Heldin des 1992 erschienenen Romans „Stille Zeile sechs“, mit einem Satz des Dichters und Rätorepublikaners ERNST TOLLER. „Oder (muss er), wenn er nicht schuldig werden will, untergehen?“

Damit also, mit Monika Marons drittem Roman, sind wir ans Herz der Dinge gelangt, um die es dieser Autorin geht: ans Herz eines singulären Schreib- und Lebensprojekts. Im Zentrum stehen der reflektierende und handelnde Mensch und seine Verantwortung – eine Verantwortung, die er als Handelnder niemals nur für sich selbst trägt und die er erst recht annehmen muss, wenn er aufgrund seines Handelns schuldig geworden ist. Es frappiert nur auf den ersten Blick, dass in diesem Zusammenhang auch die Frage des Latein-Lernens zum Thema wird. Nicht das Erlernen von Vokabeln und Grammatik ist hier gemeint, „Latein“ ist vielmehr das Synonym für eine Bildung, die Welten öffnet – nicht: sie

verriegelt. Im Roman „Stille Zeile sechs“, einem Zentralgelenk und Wendepunkt im Romanwerk Monika Marons, konfrontiert Rosalind Polkowski den berühmten Alt-Genossen und einstigen Stasi-Kontrolleur der Humboldt-Universität, Herbert Beerenbaum, in einer Debatte ums Ganze: „Hirneigenschaft statt Leibeigenschaft, ihr Menschheitsbefreier. Leib wart ihr euch selbst genug, nur an Hirn hats gefehlt. Können Sie vielleicht Latein?“, schleudert Rosalind dem Apparatschik entgegen. „Sie können kein Latein, und darum haben Sie verboten, dass andere Latein lernen. Wer es schon konnte, musste ins Gefängnis, damit alle vergessen, dass es das gibt: Latein. Alles musste vergessen werden, damit nicht herauskam, was ihr alles nicht wusstet.“ Was auf diese Weise vergessen werden sollte – und von den Folgen dieser Absicht erzählt der Roman –, ist ein Bild vom Menschen, das dessen freiest mögliche Entfaltung verlangt, eines, das auf die Entwicklung und Vervollkommnung all seiner Fähigkeiten zielt.

Wenn Monika Maron sich in ihren folgenden Romanen – „*Animal triste*“, „Endmoränen“ und „Ach Glück“ – insbesondere mit der Liebe befasst, so erscheint dies nur konsequent: Erst hier, im engsten Zusammenhang, zeigt sich der ganze Mensch, richtiger: es zeigt sich, ob in der Beziehung ein ganzer oder lediglich ein partikular existierender Mensch anwesend ist, ob er noch ansprechbar ist und, selbst im fortschreitenden Alter, einer Entwicklung noch zugänglich; ob er also schließlich Freiheit, trotz aller physischen Einschränkungen, auch allen womöglich lähmenden Erfahrungen zum Trotz, tatsächlich noch leben will. Denn darauf läuft die Vorstellung vom „ganzen Menschen“ ja hinaus – dass dieser etwas will, das er mit anderen in ein Benehmen zu setzen hat: ein aufgeklärter *ἄνθρωπος* gewissermaßen, der gelernt hat, die Folgen seines Handelns zu bedenken, sich also nach ihnen und sich selbst befragen zu lassen – ohne doch je vom Ziel der freien Interaktion freier Individuen abzurücken.

Monika Maron, deren Romane, seit sie auch leiblich im Westen angekommen ist, diese Fragen immer persönlicher nehmen und sie im persönlichsten Beziehungs-Rahmen aus- und

weiterdenken, Monika Maron also ist auch persönlich bereit, die Folgen ihres außerliterarischen Engagements zu tragen. Wenn der Humanismus-Preis ihr heute für ihr „Eintreten für Freiheit, Zivilcourage und eine bewusste Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte“ verliehen wird, dann ehrt diese Auszeichnung zum einen ihre Romanfiguren, die dies in musterhafter Weise, nämlich mit allen Irritationen, Ängsten, Verlusten und Blessuren, aber auch mit aller Tapferkeit im imaginären Raum der literarischen Phantasie vorleben. Sie ehrt jedoch neben der Erfinderin literarischer Gestalten, denen die Welt so wenig schenkt wie sie dieser, auch die streitbare Bewohnerin unseres fürs Extreme so anfälligen, intellektuell also leicht zur Bequemlichkeit neigenden Gemeinwesens. „Wer unter Unfreiheit nicht leidet, weil er sich nach Freiheit nicht sehnt“, sagte sie vor einem knappen Jahr im „Spiegel“-Interview, „der konnte sich irgendwie einrichten.“ Die Frage hatte, zwanzig Jahre nach dem Fall der Mauer, darauf gezielt, ob womöglich diejenigen Recht hätten, die heute bezweifeln, die DDR sei ein Unrechtsstaat gewesen. Für Monika Maron dagegen gilt zweifelsfrei: Ein Dasein, in dem schon der Gedanke an Freiheit unterdrückt werden muss, hat sie zwar kennen gelernt – ihr selbst, der erfindungsreichen Autorin, ist es schlichtweg unvorstellbar. Darum hat sie sich in den quälenden nationalen Selbstfindungs-Debatten der Nach-„Wende“-Zeit ins Wortgefecht geworfen, als die Interpretation der jüngsten deutschen Geschichte flugs auf die mehrheitlich bekömmlichste Opfer-Version heruntergedeutelt werden sollte. Deshalb auch ist sie – Enkelin einer jüdisch-polnisch-deutschen Familie, deren Geschichte sie in ihrem Buch „Pawels Briefe“ gerade so nüchtern wie berührend rekonstruierte – MARTIN WALSER im Jahr 1998 beigesprungen, als es um dessen Vorstellungen über den Umgang von uns Heutigen mit dem Holocaust ging: Das frei denkende Individuum hat die Freiheit des Gedankens immer und überall zu verteidigen, das ist so etwas wie das Maron'sche Gesetz.

Und weil es dafür nach wie vor genauestes Sehen und Hören braucht, ist sie schließlich vor etwa zwei Jahren noch einmal nach Bitterfeld

gefahren, nun wieder, wie fast vier Jahrzehnte zuvor, als Reporterin. Das Resultat mit dem Titel „Bitterfelder Bogen. Ein Bericht“ zeigt, wie Erfinder-, Unternehmer- und Beharrungs-Geist aus einer fast schon zementierten Opfer- eine west-östliche Erfolgsgeschichte haben machen können: eine Geschichte, als hätte Monika Maron sie erfunden; die aber hier gar nichts hat erfinden müssen. Nur hinsehen und -hören.

„Alles, was ich bin“, hatte die Heldin des Romans „Flugasche“ Ende der siebziger Jahre verzweifelt festgestellt, „darf ich nicht sein. Vor jedes meiner Attribute setzen sie ein ‚zu‘: du bist zu spontan, zu naiv, zu ehrlich, zu schnell im Urteil ... Sie fordern mein Verständnis, wo ich nicht verstehen kann; meine Einsicht, wo ich nicht einsehen will; meine Geduld, wo ich vor

Ungeduld zittere. Ich darf nicht entscheiden, wenn ich entscheiden muss. Ich soll mir abgewöhnen, ich zu sein. Warum können sie mich nicht gebrauchen, wie ich bin?“

Wir dagegen können festhalten: Wie viel auch immer von Josefa Nadler in Monika Maron steckt oder gesteckt haben mag – es sind gerade diese Eigenschaften, die, mit einem eminenten Anteil an „Mut, Zorn, Wut, Wille, Gemüt“, in der deutschen Literatur eine Ausnahme-Schriftstellerin, in der deutschen Gesellschaft eine Ausnahme-Bürgerin hervorgebracht haben. Ich staune – θαυμάζω – über die καλοκάγαθία ihres Werks und beglückwünsche Monika Maron von Herzen zum Humanismus-Preis.

FRAUKE MEYER-GOSAU



HIS LITTERIS

PRAEMIUM HUMANITATIS

ADIVDICAMVS
MONICAE MARON,
SPECTATISSIMAE FEMINAE,
MVLIERI FORTI
LITTERISQVE EGREGIAE,

VT VIRTUTES EIVS HONOREMVS,
QVAS NOSTRA AETATE SINGVLARITER PRAESTITIT.

MONIKA MARON

NON SOLVM VERBIS ET LITTERIS,
SED ETIAM REBUS GESTIS
PRO LIBERTATE RECUPERANDA AC DEFENDENDA
CERTAVIT
ET VERITATEM IN HISTORIA RECENTISSIMA PATEFACERE
STVDEBAT.

IN HIS REBUS
CIVIBVS SVIS CLARVM EXEMPLVM FORTITVTIDINIS CIVILIS
ANTE OCVLOS POSVIT.
QVAMQVAM PVBLICVM MVNVS NON OBTINEBAT,
TAMEN OPERIBVS LITTERARIIS
COGITATIONES ET MORES CIVIVM MOVEBAT.
QVA RE ID EXPLEVIT,
QVOD NOS, LINGVAS LATINAM ET GRAECAM DOCENTES,
HOC PRAEMIO ANTE OMNIA LAVDARE VOLVIMVS:
STVDIVM SALVTIS PVBLICAE CVM ANIMI CVLTVRA CONIVNXIT.

FRIBURGI BRISGOVIAE
ANTE DIEM SEXTVM IDVS APRILES
ANNO DOMINI BISMILLESIMO DECIMO
ASSOCIATIONIS PALAEOPHILOLOGORVM GERMANORVM
PRAESES

(Prof. Dr. Stefan Kipf)

Text der lateinischen Ehrenurkunde zur Verleihung des Humanismus-Preises durch den Vorsitzenden des Deutschen Altphilologenverbandes Prof. Dr. Stefan Kipf an Frau Monika Maron am 8. April 2010 in der Aula der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg